



Newsletter vom 5. Oktober 2025

Inhalt

Lesen, verstehen, denken lernen.....	2
3. Oktober 2025, Marianne Wüthrich.....	2
Das wahre Sprachen-Drama.....	4
NZZ, 30. September 2025, Meinung & Debatte, Giorgio Scherrer.....	4
Der Einsatz von KI befreit nicht vom Selberdenken.....	7
NZZ, 23. September 2025, Meinung & Debatte, Gastkommentar Klaus Zierer.....	7
Integrative Schule – dysfunktional und ineffizient?.....	10
NZZ, 23. September 2025, Schweiz, Gerhard Steiner und Carl Bossard.....	10
Ein Ehepaar bringt Kinder zum Lernen, an denen andere verzweifeln.....	13
NZZ, 23. September 2025, Zürich und Region, Giorgio Scherrer (Text), Karin Hofer (Bilder).....	13
Kleinklasse steht vor Comeback.....	18
NZZ, 26. September 2025, Meinung & Debatte, Leserbrief.....	18
Förderklassen sind auf dem Vormarsch.....	18
NZZ, 1. Oktober 2025, Schweiz, Sebastian Briellmann.....	18
Tais-toj, Bundesrat!.....	20
NZZ am Sonntag, 21. September 2025, Debatte, René Donzé.....	20



Lesen, verstehen, denken lernen

3. Oktober 2025, Marianne Wüthrich

Lassen wir diesmal das Gestürm zum Fach Französisch beiseite, wonach der nationale Zusammenhalt angeblich gefährdet sei, wenn die Jugendlichen erst in der Sekundarschule Französisch lernen (als Gegenrede drucken wir lediglich den Minitext «Tais-toi, Bundesrat» ab), und wenden wir uns einmal mehr den Grundlagen des Lernens zu. Dazu können wir Ihnen gleich mehrere hochkarätige Zeitungsartikel anbieten.

Ein brandneuer Bildungsartikel in der NZZ erinnert daran, dass das grösste Problem der Schweizer Volksschule nicht die Fremdsprachen sind, sondern die mangelhaften Deutschkenntnisse eines erheblichen Teils unserer Jugend. Der Leserschaft unseres Newsletters ist die sinkende Lesefähigkeit unserer Kinder und Jugendlichen seit Jahren bekannt – gut, dass die NZZ diesen Fakt und seine Folgen mit dem nötigen Ernst aufgreift. Redaktor Giorgio Scherrer benennt die schwerwiegenden Auswirkungen des Lesenotstands: auf den einzelnen Menschen, aber auch auf die Erhaltung und Weiterentwicklung unserer Kultur sowie auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Lernen im analogen Raum

Besonders bemerkenswert: Der Autor, der selbst zu den «Digital Natives» gehört (Jahrgang 1995), bezeichnet Chat-GPT und Co. als «Brandbeschleuniger» der Lese-Katastrophe, den es dringend zu bekämpfen gilt. Er verweist auf den US-amerikanischen Psychologen Jonathan Haidt, der sich für das Verbot von Handys in den Schulen einsetzt, weil diese die menschliche Aufmerksamkeitsspanne in den Köpfen unserer Kinder zerstören. Scherrer spinnt den Faden weiter: auch der Einsatz digitaler Hilfsmittel in den Schulzimmern sei auf das Nötigste zu reduzieren. Denn «die Schule sollte ein Ort sein, an dem Kinder die über Jahrhunderte verfeinerten Kulturtechniken des Lesens, Schreibens und Diskutierens in geschütztem Rahmen erlernen können. Dafür braucht es Zeit und Raum». Gut, das von einem Vertreter der jungen Generation zu hören.

Denken als Grundbedingung der menschlichen Existenz

Einer, der schon seit langem die Frage wälzt, wie die Schule aussehen sollte, welche die Jugend stark macht für ein Leben in einer fordernden Welt, ist Pädagogikprofessor Klaus Zierer. Angesichts der Durchdringung unseres Lebens mit sogenannter künstlicher Intelligenz, der wir die «Lösung» von Problemen aller Art überlassen, weist er in seinem Artikel eindringlich darauf hin: Es ist das Denken, was den Menschen im Kern ausmacht. Denn Denken ist die Grundbedingung der menschlichen Existenz – Nur wer denken lernt, kann seine Vernunft entwickeln und seine Umwelt mitgestalten.

Zierer hat zwar Verständnis dafür, dass wir Menschen aus Bequemlichkeit manchmal lieber «denken lassen», weil selber Denken bekanntlich anstrengend ist. Wie oft habe ich schon einen Text «deeppln» lassen, statt ihn selbst von Französisch oder Englisch ins Deutsche zu übersetzen. Das ist mit meinem Bildungsrucksack ja auch nicht schlimm. Aber wenn Jugendliche ihre Informationen unüberprüft bei Google beziehen, wenn sie ihre Texte durch KI schreiben und zusammenfassen lassen, nicht gelegentlich, sondern regelmässig, dann hat das tiefgreifende Folgen für ihre psychische und geistige Entwicklung. Auf dem Boden des selbstorganisierten Lernens und der Kompeten-



zorientierung gemäss Lehrplan 21 ist die Wirkung von KI noch weit verheerender. Denn sie wird verstärkt durch die fehlende gründliche Einführung in das Lernen, und zwar durch eine Bezugsperson, nicht durch eine Software. So verkümmert die Lern- und Denkfähigkeit vieler Kinder von Beginn ihrer Schulzeit an. Dass dieser Niedergang der Bildung auch schwere Auswirkungen auf die ganze Gesellschaft und besonders auf deren Demokratiefähigkeit hat, wie Klaus Zierer festhält, versteht sich von selbst.

Kritisch hinterfragen und besinnliches Denken lernen

Etwas anderes ist für die geistig-psychische Robustheit unserer Jugendlichen ebenso einschneidend. Was sie in den sogenannten «sozialen Netzwerken» alles an Un- und Halbwahrheiten aufgetischt bekommen, wie sie weltanschaulich-ideologisch beeinflusst und in Richtungen gelenkt werden, die für ihre persönliche Entwicklung höchst schädlich sein können – da schaudert's einen. Es ist an sich richtig, dass Klaus Zierer dazu auffordert, KI kritisch zu hinterfragen, um nicht in eine fatale Abhängigkeit von Systemen zu geraten und manipulierbar zu werden. Aber seine Empfehlungen, wie man aus dieser Sackgasse herausfinden und wieder fähig werden kann, selber zu denken, wenden sich an erwachsene und reife Menschen, die in ihrer Jugend bereits gelernt haben zu denken.

Wie sollen aber unsere Kinder diese Fähigkeit überhaupt erlangen? Da stehen wir Erwachsenen in der Pflicht, Eltern, Grosseltern, Lehrerinnen. Und damit kommen wir zum Lernen und zum Lesen im analogen Raum zurück, das Giorgio Scherrer einfordert. An uns ist es, die Kinder fürs Lesen zu gewinnen: gemeinsam Bilderbücher anschauen, vorlesen, miteinander lesen, spannende Bücher bereitstellen, die auch Werte vermitteln, mit den Kindern darüber sprechen und diskutieren. Nicht nur zu Hause, denn das ist nicht in allen Familien möglich, sondern in der Schule muss Zeit und Raum dafür sein, zum Wohl aller Kinder, aber ganz besonders im Zeichen der Chancengleichheit.

Konzentrierter Unterricht und Förderklassen statt «Disco-Betrieb»

In ihrem Artikel zur integrativen Schule führen Gerhard Steiner und Carl Bossard die Leser einmal mehr zu den Grundlagen des Lernens. Die Schule muss ein Ort sein, wo die Lehrerin in Ruhe und Kontinuität unterrichten kann, so dass die Schüler konzentriert lernen, das Gelernte verstehen und festigen können. Mit der anschaulichen Etikette «Disco-Betrieb» versehen die Autoren viele unserer heutigen Schulklassen: zahlreiche Unterbrüche, individualisiertes Lernen ohne adäquate Rückmeldungen, ausufernde Fördermassnahmen im Klassenbetrieb, wenig Gelegenheit zum Üben und Vertiefen. Hier fehlen die Bedingungen für ein Lernen, das die Kinder so voranbringt, wie es notwendig und auch möglich wäre. Das gilt übrigens nicht nur für Schüler mit Lernproblemen.

Als Alternative zur heutigen unbefriedigenden Situation in vielen Schulklassen empfehlen die beiden erfahrenen Pädagogen eine stärkere Fokussierung auf die Lernprozesse in den Regelklassen und als sinnvolle Ergänzung dazu Förderklassen. Kinder mit Lern- und Verhaltensschwierigkeiten können dort im gemeinschaftlichen Miteinander mit der Lehrerin und den Mitschülern echte Lernfortschritte machen und werden dadurch zum weiteren Lerneinsatz motiviert.

Lebendiger Bericht aus einer Kleinklasse

Wie es in einer Kleinklasse zugehen kann, zeigt ein herrlicher, lebensfroher Bericht aus Dietikon. Bei der Lektüre geht einem das Herz auf! Hier wird ein für allemal mit der Behauptung aufgeräumt,



die Platzierung in einer Kleinklasse sei diskriminierend für die Kinder. Was der Zürcher Kantonsrat in Anwendung der Förderklasseninitiative beschlossen hat, wird in Dietikon bereits seit längerem umgesetzt: Die Klasse ist im selben Schulhaus untergebracht wie die Regelklassen, geführt wird sie von zwei festen Bezugspersonen, die Kinder verbringen einen Morgen pro Woche in ihrer angestammten Klasse und drei Viertel der Schüler schaffen es, nach ein bis zwei Jahren ganz in die Regelklasse zurückzukehren. Eine wichtige Besonderheit der Dietiker Kleinklasse: Damit die pädagogisch anspruchsvolle Arbeit noch besser gelingen kann, wird die aktive Beteiligung der Eltern im Unterricht und an Elternabenden vorausgesetzt. Die Familienklasse ist also gleichzeitig auch eine Art Selbsthilfegruppe für die Eltern. Und nicht zu vergessen: «Der Nutzen der Familienklasse beschränkt sich nicht auf die zehn Kinder, die sie besuchen. Sie soll auch den Kindern in regulären Klassen das Lernen erleichtern», stellt NZZ-Redaktor Giorgio Scherrer, der die Klasse besucht hat, fest.

In diesem Sinne schliessen wir unsere Textsammlung ab mit der erfreulichen Mitteilung aus dem Kanton Aargau, wo der Grosse Rat ebenfalls Förderklassen einführen will.

Bleiben wir am Ball!

Für das Redaktionsteam:

Marianne Wüthrich

Das wahre Sprachen-Drama

NZZ, 30. September 2025, Meinung & Debatte, Giorgio Scherrer

Während die Schweiz über das Frühfranzösisch streitet, geht ein ungleich ernsteres Problem vergessen: Immer mehr Schülerinnen und Schüler können nicht lesen – in ihrer Muttersprache. Von Giorgio Scherrer

In den Schweizer Schulzimmern findet gerade ein stilles Drama statt. Und es hat nichts mit den paar abgeschafften Französisch-Lektionen zu tun, über die das Land seit Wochen streitet. Es ist ein Drama, das gerne untergeht in den bildungspolitischen Debatten der Stunde. Das sich auch in Deutschland, den USA, ja den meisten westlichen Ländern vollzieht, seit Jahren schon. Es lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Immer mehr Schülerinnen und Schüler können Texte nicht mehr lesen und verstehen – nicht in einer Fremd-, sondern in ihrer Muttersprache.

Die Zahlen zu diesem Phänomen sind ernüchternd. Seit 2012 sinkt die Lesekompetenz der Schweizer Schülerinnen und Schüler kontinuierlich. Ein Viertel von ihnen vermag einen einfachen Text nicht mehr vollständig zu erfassen, wie die letzte Pisa-Studie zeigte. Eine andere Auswertung, die Überprüfung der Grundkompetenzen, zeigt Ähnliches: Bei rund einem Fünftel der Kinder ist die Lesefähigkeit ungenügend. In tieferen Schultypen, etwa der Zürcher Sek B und C, fällt gar die Hälfte durch.



Die jüngsten Zahlen zum Phänomen, erst vor wenigen Wochen von den Tamedia-Zeitungen publik gemacht, stammen aus vier Nordwestschweizer Kantonen. Dort nahmen zwischen 2019 und 2024 die Deutsch-Leistungen rapide ab. Dritt- und Fünftklässler verloren demnach in fünf Jahren fast ein Semester an Lernfortschritten. Die sinkende Lesefähigkeit ist ein internationaler Trend. Wie in der Schweiz sinkt auch im OECD-Schnitt die Lesekompetenz unter Schülerinnen und Schülern. In Deutschland ist sie beispielsweise so tief wie noch nie. Gleiches gilt für die Freude am Lesen: Nur jeder sechste deutsche Student, jede sechste Studentin liest noch täglich in einem Buch – vor zwanzig Jahren war es noch fast die Hälfte. In den USA lesen derweil 41 Prozent der 12-Jährigen gar keine Bücher mehr. Die Nichtleser sind dort drauf und dran, zur Mehrheit zu werden.

Brandbeschleuniger Chatbot

Wann immer die drohende Lese-Katastrophe öffentlich zur Sprache kommt, geht es allerdings nicht um Lösungen. Die Diskussion ist stattdessen von Defaitismus geprägt – als sei der Kampf schon verloren, das Lesen tot. Und das Jammern darüber die einzig mögliche Reaktion. Da ist der Literaturwissenschaftler der Columbia University, der bitterlich die Lieblingsbücher seiner Studierenden beklagt: Früher seien es «Wuthering Heights» oder «Jane Eyre» gewesen, heute die Fantasy-Reihe «Percy Jackson». Da ist der Althistoriker aus Oldenburg, der über seine lesefaulen Studierenden sagt: «Ich könnte die, wenn ich das wollte, zu fanatischen Nationalsozialisten machen – weil sie kaum Kritikfähigkeit haben.»

Das Aufkommen von KI-Chatbots hat diese Krise und die Klagen darüber noch verschärft. Zwei Drittel der 14- bis 20-Jährigen in Deutschland geben an, sich gerne ganze Texte von ihnen schreiben zu lassen. Tech-Firmen tun alles, um Studierende mit Gratis-Abos und universitären Kooperationen zu Chatbot-Nutzern zu machen. Und es gibt wohl keinen Lehrer, keine Professorin, der oder die nicht ständig KI-generierte Hausarbeiten zu korrigieren hat. Tatsächlich sind Chat-GPT und Co. in gewisser Hinsicht die schlimmstmögliche Eskalation der Lese- und Schreib-Krise: Sie machen das, was vielen so schwerfällt, scheinbar überflüssig. Sie bieten einen verführerischen Ausweg aus der Mühsal, Bücher zu wälzen und Sätze zu schreiben. Ein Prompt, und der Text ist da. Der Lehrer kann ihn ja gleich von seiner KI korrigieren lassen. Dann reden die Roboter miteinander – und die Menschen haben in seliger Ignoranz ihre Ruhe.

Keine berauschenden Aussichten. Trotzdem ist Kulturpessimismus darauf nicht die richtige Antwort. Die Bedrohung der Kulturtechniken Lesen und Schreiben ist real. Was uns droht, wenn es so weitergeht, ist tatsächlich eine Katastrophe. Aber Defaitismus, das Versinken im ritualisierten Klagen über die heutige Jugend, ist darauf die falscheste mögliche Antwort. Zunächst muss es darum gehen, das Problem in seiner ganzen Dimension zu verstehen: Das Ende des Lesens wäre nämlich mehr als ein individuelles, mehr auch als ein wirtschaftliches Problem. Es wäre das Ende einer Kultur: der Kultur des geschriebenen Wortes, auf dem nicht nur die Moderne, sondern auch Demokratie und Rechtsstaat beruhen. Gesetze, Verträge, die Grundlagenwerke politischer Philosophie, ja selbst das Abstimmungsbüchlein: Was nützen sie, wenn immer weniger Bürgerinnen und Bürger sie lesen und verstehen können?

Dazu kommt: Das Zentrale am Lesen und Schreiben, gerade in Schule und Studium, ist nicht das unmittelbare Produkt dieser Tätigkeit – ein Text, ein Wissensfragment, eine Idee. Das Zentrale ist, dass diese Tätigkeit das Denken schult. Das zeigt gerade der Umgang von KI-Sprachmodellen mit



Texten. Hier wird auf Basis unklarer Quellen mittels einer nicht nachvollziehbaren Methode ein Stück Wissen produziert, von dem nicht einmal die Schöpfer der Chatbots genau sagen können, wie es zustande kam.

Das mag in vielen Alltagssituationen unerheblich sein. Für das kritische Denken ist es dagegen Gift. Wer nicht lernt, wie Informationen in einen Text gelangen, wird langfristig die Lüge nicht von der Wahrheit, die Meinung nicht von der Tatsache unterscheiden können. Besonders bedenklich ist in diesem Zusammenhang, dass die Lese-Krise nicht alle Schülerinnen und Schüler gleichermassen betrifft: In der Schweiz sind solche aus sozial schwachen Familien am stärksten betroffen. Laut der Pisa-Studienleiterin öffnet sich eine Schere zwischen sozial benachteiligten und sozial privilegierten Kindern.

Die Lese-Krise bedroht damit auch den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Wobei das Problem nicht, wie zuweilen behauptet wird, einfach mit der Migration erklärt werden kann. Der Bildungsökonom Stefan Wolter sagt in einem NZZ-Interview: «Es sind vor allem die einheimischen Schüler, die in den letzten zwanzig Jahren schlechter geworden sind.»

Jammern nützt niemandem

Was ist also zu tun gegen die Erosion der Lesefähigkeiten und ihre gesellschaftlichen Folgen? Eines ist sicher: Das Phänomen kann nicht bekämpft werden, ohne die mediale Revolution in den Blick zu nehmen, mit der es ohne Zweifel zusammenhängt. Konkret: dem Aufstieg des Smartphones und von Plattformen wie Tiktok oder Instagram, deren Algorithmen und Geschäftsmodelle vieles zum Ziel haben – aber wohl kaum jenes, das Lesen und Lernen zu fördern. Der New Yorker Psychologieprofessor Jonathan Haidt, ein Verfechter von Handyverboten an Schulen, spricht von «der Zerstörung der menschlichen Aufmerksamkeitsspanne in Hunderten Millionen von Kindern». Der NZZ sagte er unlängst: «Ihr Gehirn wird auf ein Leben am Bildschirm eingestellt. Das macht sie kaputt.»

Erst stirbt das Lesen, dann das Schreiben, dann das Denken: Wer dieses düstere Szenario verhindern will, sollte seine Zeit lieber nicht mit Debatten über eine Französisch-Lektion mehr oder weniger vergeuden. Gefragt ist stattdessen Folgendes: 1. Kein naiver Tech-Optimismus in den Schulen: Obwohl mittlerweile selbst Tech-Bosse ihre Kinder an bildschirmfreie Institute schicken, herrscht in vielen Klassenzimmern ein blinder Aktivismus, was den Einsatz von KI oder anderen digitalen Hilfsmitteln angeht. Weniger ist mehr. Ein Gadget sollte nicht um seiner selbst willen eingesetzt werden.

2. Das Schaffen von analogen Räumen: Die Schule sollte ein Ort sein, an dem Kinder die über Jahrhunderte verfeinerten Kulturtechniken des Lesens, Schreibens und Diskutierens in geschütztem Rahmen erlernen können. Dafür braucht es Zeit und Raum – und gezielte, durch die Schulen bestimmte handyfreie Zeiten und Zonen. 3. Schluss mit der klassischen Hausarbeit: Wer seine Schüler oder Studierenden im Jahr 2025 noch zu Hause einen Text verfassen lässt und diesen benotet, hat schon verloren. Schreiben wird ihn nämlich die KI. Moralische Appelle bringen nichts, die Verführung ist zu gross. Es braucht eine Rückkehr zum klassischen, unter Aufsicht geschriebenen Aufsatz oder zu mündlichen Prüfungen – insbesondere an den Universitäten. Ihre Abschlüsse verlieren sonst jeden Wert.



4. Ein neuer Kanon: In Schulen und Universitäten hat in den vergangenen Jahrzehnten die Kompetenz- über die Wissensvermittlung gesiegt. Wer den Wert des Lesens stärken will, muss Schülern und Studentinnen jedoch klarmachen: Es gibt Texte, bei denen sich die eigenständige Lektüre lohnt – weil man deren Inhalt einfach kennen und verstehen muss. Das geht nur über die Schaffung eines neuen Kanons: eines Grundstocks an Texten, die jeder und jede gelesen haben sollte. 5. Mehr Geschichtsunterricht: Kein anderes Fach lehrt die kritische Analyse von Texten und ihren Entstehungsbedingungen besser als dieses. Kein anderes hat in den vergangenen Jahrzehnten einen stärkeren Bedeutungsverlust erlitten. Lektionen wurden und werden gekürzt, für neue Fächer mit Namen wie «Räume, Zeiten, Gesellschaften». Schluss damit.

6. Weniger Defaitismus: Das grösste Problem bei der Bekämpfung der Lese-Krise ist die Haltung, dass alles verloren ist und dass früher alles besser war. Beides ist falsch. Die Analphabetenquote ist weltweit so tief wie noch nie. Neue Technologien haben gerade in Entwicklungsländern ein enormes pädagogisches Potenzial. Gleichzeitig sind die Probleme mit der Lesefähigkeit alles andere als unlösbar.

Gefordert sind dabei nicht nur die Schulen – sie können nicht für die Lösung jedes gesellschaftlichen Problems zuständig sein. Eine zentrale Rolle spielen auch die Erwachsenen. Die Lesekompetenz sinkt nämlich auch bei ihnen. Unterdessen versteht ein Drittel der 16- bis 25-Jährigen in der Schweiz nur noch einfachste Texte – etwa solche in Listenform. Ein Zehntel versteht auch die nicht. Statt über die heutige Jugend zu jammern, sollten ihre Eltern, Grosseltern, Onkel und Gotten also lieber etwas anderes tun: wieder einmal selbst ein Buch zur Hand nehmen.

Der Einsatz von KI befreit nicht vom Selberdenken

NZZ, 23. September 2025, Meinung & Debatte, Gastkommentar Klaus Zierer

Der Mensch stellt Dinge her, um Effizienz zu gewinnen, Anstrengung zu vermeiden und Komplexität zu reduzieren. Das ist auch bei KI der Fall, doch könnte diese grundlegende Fähigkeiten unterminieren. Es gilt, diesem Risiko zu begegnen. Gastkommentar von Klaus Zierer

Schon längst ist es keine Science-Fiction mehr: Menschen, die nicht wissen, was sie anziehen sollen, die ihren Einkaufszettel vergessen haben oder die in einem Chat nicht weiterkommen, zücken ihr Smartphone und fragen eine KI. In Windeseile haben sie eine Antwort, und das Problem scheint gelöst zu sein. Was zunächst so einfach wirkt, führt allerdings zu weitreichenden Schwierigkeiten. Denn der heutige Mensch neigt dazu, sein Gehirn zu schonen. Er verkennet, dass Denken nicht nur sein grösstes Potenzial ist, sondern auch die Grundbedingung seiner Existenz.

Wie kommt es zu dieser unreflektierten Technisierung der Lebenswelt? Wie verändert sich dadurch das Denken und weiter gedacht Bildung? Und was muss der Mensch tun, um diese Entwicklungen in kreative und bildungswirksame Bahnen zu lenken? Die Antwort liegt auf der Hand und erinnert



an die Botschaften der Aufklärung, nämlich den Mut zu haben, sich des eigenen Verstandes zu bedienen und der selbstverschuldeten Unmündigkeit zu entfliehen.

Niedergang der Bildung

Überall und jederzeit können wir auf technische Hilfsmittel zurückgreifen. Ob zu Hause, in der Schule oder bei der Arbeit, es gibt so gut wie keinen Ort, an dem nicht die Möglichkeit besteht, zu jeder Stunde auf das Weltwissen zurückzugreifen. Man kann es den Leuten nicht verdenken, dass sie diese Möglichkeit nutzen. Denn selbst denken ist anstrengend und der Mensch ein Faultier. Er strengt sich nur dann an, wenn es wirklich sein muss. Gibt es einen einfachen Weg, um die Probleme des Daseins zu lösen, so wird dieser eingeschlagen. Erscheint es aus evolutionsbiologischer Sicht sinnvoll, sich die Kräfte einzuteilen, ist die neue Denkfaulheit für den heutigen Menschen, aber auch für die Gesellschaft insgesamt eine fatale Entwicklung. Man nimmt sich für das Denken zu wenig Zeit, lernt das Denken nicht mehr und beherrscht es immer weniger.

Bereits heute ist sichtbar, wohin all das führt: Lesen, Rechnen und Schreiben bereiten der nachwachsenden Generation zusehends Probleme; Aufmerksamkeitsspannen schrumpfen; psychosomatische Erkrankungen wie Depressionen nehmen zu; die körperliche Verfassung leidet. Ein Beispiel nur: Trotz massiven Bildungsinvestitionen in Kindheit und Jugend steigt seit Jahren die Quote derer, die die theoretische Führerscheinprüfung nicht mehr schaffen. Offensichtlich sind selbstverständlich scheinende Denkaufgaben für eine immer grössere Zahl von Leuten ein unüberwindbares Problem.

Die Bildung steckt in der Krise und mit ihr die Gesellschaft. Denn das Bildungsniveau einer Gesellschaft steht in einem direkten Zusammenhang mit der Wirtschaftskraft und der Demokratiefähigkeit eines Landes. Nimmt die eine zu oder ab, so tut es auch die andere. Angesichts der Probleme, welche auf die Menschheit zukommen, kommt r einem Weckruf gleich: Wie schaffen wir es im entwickelten Westen, den allgemeinen Niedergang der Bildung aufzuhalten?

Die Welt infrage stellen

Mehr denn je ist es notwendig, auf das zu fokussieren, was eine Person im Kern ausmacht: das Denken. Aber was ist Denken eigentlich? Im Grunde kann der Mensch nur denkend in der Welt sein. Sobald er die Augen und Ohren öffnet, erlebt er die Welt und beginnt damit, sie zu erkennen und zu verstehen. So entstehen Spuren im Gedächtnis, die aus dem Verstand im besten Fall Vernunft werden lassen.

Dieser Schritt ist wesentlich, und er markiert eine Gabe und eine lebenslange Aufgabe zugleich: Jedes Individuum besitzt einen Verstand, den es zu nutzen gilt. Vernunft entsteht nicht von allein, sondern erfordert das Wagnis und den Einsatz, die Welt infrage zu stellen. Nur wer denkt, kann sich bilden und seine Umwelt verbessernd gestalten.

Wer sich allerdings umschaute, wird feststellen können, dass der Mensch heute mehr «wischend» als «denkend» in der Welt ist. Ihm fehlt es an praktischer Übung und damit auch an Spuren im Gedächtnis. Wer selbst nicht mehr denkt, erlebt nichts und träumt von nichts, erkennt nichts und versteht nichts. Unter Passivität, Phantasie- und Ideenlosigkeit leidet schliesslich die wichtigste Aufgabe des Denkens: die Freiheit vernünftig zu nutzen. Wer nicht mehr Herr seiner eigenen Gedanken



ist, begibt sich selbstverschuldet in eine Unmündigkeit. Wenn am Ende die KI übernimmt – was bleibt vom Menschen dann noch übrig?

An dieser Stelle kommt in der Regel der Einwand auf, dass KI mit ihrer Leistungsfähigkeit dem Menschen überlegen sei. Das ist zweifelsfrei der Fall. In Sekundenschnelle erhält man auf jede Frage eine Antwort, die grammatikalisch und orthografisch korrekt ist. Aber der Mehrwert droht sich im Quantitativen zu erschöpfen. Dies liegt daran, dass das Vorgehen von KI jener Art von Intelligenz gleicht, die als rechnendes Denken beschrieben werden kann, und keineswegs immer Resultate erzeugt, die verlässlich sind.

KI folgt immerzu Wahrscheinlichkeiten und schöpft aus dem Fundus von Wissen, welches digital frei verfügbar ist und das sie immer weiter äufnet, mit Dreiviertel- und Halbwissen, so dass sich der Pool von Qualitätsinformationen zunehmend verwässert. Daraus entstehen nicht nur Missverständnisse und Unwahrheiten, sondern mitunter gar Halluzinationen. Die lapidare Antwort «Das weiss ich nicht» wird eine fortgeschrittene KI nur ungern geben wollen.

Wie Leben gelingt

Hinzu kommt, dass ein Bias, also eine Verzerrung von Antworten in eine bestimmte weltanschaulich-ideologische Richtung, möglich ist. Es ist unabdingbar, dass der Mensch die Fähigkeit behält, KI kritisch zu hinterfragen, sonst begibt er sich in eine fatale Abhängigkeit von Systemen, die ihn zu manipulieren trachten. Solches geschieht schneller, als man denkt, wenn man sich daran gewöhnt, für jede Lebenslage auf den Rat und die Skills von KI zurückzugreifen. Man kann richtiggehend verlernen zu denken. Neurologische Studien zeigen, dass bei Vielnutzern von KI die Aktivitäten im Gehirn abnehmen und, bildlich gesprochen, bei ihnen das Licht auszugehen beginnt.

Es ist für Menschen wesentlich, nach dem Sinn zu fragen. Wissen allein nützt ihm nichts, denn erst, wenn dieses mit den konkreten Umständen seines Lebens in Verbindung gebracht wird, schafft es Orientierung. Man nennt diese Art des Denkens auch besinnliches Denken. Im Kern geht es darum, Fakten zu beurteilen, Daten zu hinterfragen, die eigene Lebenssituation zu reflektieren und sich in die Zukunft zu entwerfen. All das hat wenig mit einem rechnenden Denken zu tun.

Wer ich bin, was ich wissen kann und was ich tun soll – das wird immer schwerer zu entscheiden, wo zunehmend unsicher wird, was nackte und was technisch hergestellte Wahrheit ist. Die sozialen Netzwerke erweisen sich als Experimentierfeld dieser Zukunft. Sie geraten mehr und mehr zu einem Spiegelkabinett von Realität und Fiktion, Wirklichkeit, Wunsch und Wahn. Wer nicht besinnlich zu denken gelernt hat und nicht geistig dagegenzuhalten weiss, droht der immer ausgefeilteren Einflussnahme von KI zu erliegen. Kants Leitspruch der Aufklärung ist damals wie heute ein passender Ausgangspunkt, um den Menschen vor selbstverschuldeter Unmündigkeit zu bewahren: Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! – Denken, so kann man auch sagen, lernt man nur beim Denken.

Dies umfasst eine innere Haltung, die drei Ausprägungen kennt. Erstens Gelassenheit, Antworten auf Fragen nicht oder zumindest nicht sofort zu kennen – die Erkenntnis von Nichtwissen ist keine Schwäche, sondern der Beginn des Weges zum Wissen. Zweitens die Bereitschaft, im Zweifel lieber selbst zu denken, als denken zu lassen. Angesichts der Möglichkeiten und der Verführungskraft von KI ist dies eine grosse Herausforderung, weil damit eine spezielle Anstrengung verbunden ist. Drit-



tens die Besinnung darauf, das Wissen der Welt auf sich selbst zu beziehen und sich selbst darin zu befragen. Wer Wissen nur um des Wissens willen anhäuft, der wird daraus keinen tieferen Nutzen ziehen.

All das braucht Zeit und Musse. Gerade in Familien und Bildungseinrichtungen sind diese unbedingt zur Verfügung zu stellen. Denn sie sind wie keine anderen die Orte, wo der Mensch denken lernt. Wer hier KI naiv einsetzt, etwa zur Erledigung von Hausaufgaben, tut den Kindern nichts Gutes, sondern hindert sie daran, selbständig zu werden. Nur eine KI, die so gestaltet ist, dass sie den Einzelnen zum Denken anregt, kann bildungswirksam sein. Sie kann die Rolle eines kritischen Begleiters übernehmen und sollte so organisiert sein, dass sie den menschlichen Widerpart Skepsis lehrt.

Die Kunst des eigenen, selbstbestimmten Lebens basiert auf der Bereitschaft und der Fähigkeit, selber denken zu können. Klug ist, wer diesen Zusammenhang durchschaut, bevor es zu spät ist.

Klaus Zierer ist Ordinarius für Schulpädagogik an der Universität Augsburg.

Integrative Schule – dysfunktional und ineffizient?

NZZ, 23. September 2025, Schweiz, Gerhard Steiner und Carl Bossard

Die Lernleistungen der Schüler sinken, obwohl immer mehr Geld in die Bildung fliesst

Noch nie war so viel von Kompetenzen die Rede wie heute und gleichzeitig so wenig von Lernen. Ein fast vergessenes Wort und ein grundlegendes zugleich. Was aber bedeutet es? Einfach gesagt, ist Lernen das Integrieren neuer Information in bestehendes Wissen. Dies geschieht durch zwei Hauptprozesse: Verstehen und Festigen. Beim Verstehen bauen wir neues Wissen auf, beim Festigen behalten wir es und rufen es ab. Diese beiden Prozesse bilden die Grundpfeiler jeglichen Lernens.

Verstehen, Behalten, Erinnern und Anwenden von Wissen und Können sind die bekannten Teilprozesse des Lernens. Entscheidend aber sind jene mentalen Aktivitäten, die innerhalb dieser vier Bausteine und zwischen ihnen ablaufen: die Mikroprozesse des Lernens. Richtig eingesetzt, bewirken sie, dass die Informationen aus dem Unterricht gedächtnisgerecht verarbeitet werden.

Lernen im Unterricht bedeutet sehr oft den Aufbau von Bedeutungen. Dabei sind vor allem die folgenden Mikroprozesse involviert:

- ◆ Verknüpfen dient dem Integrieren neuer Informationen in schon vorhandenes Wissen.
- ◆ Ordnen (Strukturieren) gewährleistet die Übersicht über das Wissen.
- ◆ Verdichten schafft Speicherraum im Gedächtnis.
- ◆ «Wieder-Auspacken» ist immer dann nötig, wenn Wissen erneut gebraucht wird.



Empfindliche Prozesse

Die Vielfalt der Mikroprozesse ist immens. Sie ist abhängig von den individuellen Fähigkeiten der Lernenden und der Art, wie die Lehrperson sie im Unterricht mobilisiert, dazu auch von der Komplexität des Lerninhalts. Manche Lehrkräfte – oft in Schnellkursen auf ihre Aufgabe vorbereitet – haben von diesen anspruchsvollen Vorgängen kaum klare Kenntnis. Jeder Unterricht lebt aber von diesen Mikroprozessen.

Gut ausgebildete Lehrer und Heilpädagogen wissen, wie empfindlich diese kleinen Prozesse gegen Störungen im Unterricht sind. Sie haben ein Gespür für diese feinen Abläufe und wissen, wie sie sie didaktisch nutzen können. Dieses Wissen erleichtert die klare Analyse des Lernstoffs, ermöglicht die Planung zusammenhängender und effektiver Lernverläufe und unterstützt eine professionelle Diagnose des Lernprozesses. Dadurch erweitern sie ihren Blick auf das schulische Lernen und dessen Voraussetzungen.

Schulanfänger bringen unterschiedliche mentale und soziale Ressourcen sowie Defizite mit. Diese haben sich über viele Jahre in ihren individuellen Lernbiografien entwickelt. Genetische Voraussetzungen und vielfältige Interaktionen mit der sozialen und materiellen Umwelt beeinflussen diese Entwicklung. Unterschiedlich strukturierte Familien und kulturelle Kontexte spielen dabei eine wichtige Rolle; sie variieren stark in ihrer Qualität und Dichte.

Die Vielfalt der Lernfähigkeiten in heutigen Schulklassen überrascht nicht. Viele Kinder haben Lücken in den Grundlagen oder entwickeln diese über Jahre hinweg unzureichend. Diese Defizite lassen sich nicht in wenigen Stunden oder Tagen durch spezielle Förderung aufholen, ausgleichen oder beheben.

Die Schule als «Disco-Betrieb»

Die Integrative Schule verfolgt genau dieses Ziel; notwendig ist ein sehr hoher Ressourceneinsatz. Im Mittelpunkt stehen die Kinder mit Förderbedarf und die Bewältigung ihrer kognitiven, sprachlichen und sozialen Defizite. Dies führt oft zu einem organisatorisch und heilpädagogisch beträchtlichen Aufwand. Eine erfahrene Klassenlehrerin beschreibt es treffend als «Disco-Betrieb».

Charakteristisch für die Fördermassnahmen sind:

- ◆ Die Individualisierung und somit auch Separierung der Betroffenen.
- ◆ Die häufige Unterbrechung der Kontinuität des Lernflusses, das heisst des zeitlichen und inhaltlichen «roten Fadens», der sich durch jedes effiziente Lernen zieht. Besonders anfällig auf solche Unterbrüche ist die Nahtstelle zwischen Regelklasse und Förderunterricht. Präzise Diagnosen, koordinierte Zielsetzungen und lernprozessbezogene Rückmeldungen fehlen oft. Diese Mängel führen zwangsläufig zu Ineffizienz und machen das System dysfunktional.
- ◆ Ein weiteres Merkmal der Fördermassnahmen ist die «Tropfenzähler-Didaktik»: kurze, punktuelle und meist nur auf isolierte Zielsetzungen ausgerichtete Massnahmen. Sonderförderung darf keinesfalls homöopathisch verabreicht, sondern muss mit grosser Kelle angebracht und konzentrierten Kräften, also sehr intensiv und gezielt langfristig, durchgeführt



werden. Doch die Devise scheint zu lauten: Hauptsache, es wird gefördert; in der Regel aber fehlen die Evaluationen.

- ◆ Noch bedenklicher ist die notorisch niedrige oder gar fehlende Übungsdichte, die auf eine lernpsychologisch wenig bewusste Unterrichtsführung zurückzuführen ist. Diese systemimmanente Dysfunktionalität führt zu zahlreichen diagnostizierten Lernproblemen, die sich mit einer deutlich höheren Übungsdichte beheben liessen. «Üben» ist zum Fremdwort geworden – mit fatalen Folgen.
- ◆ Dazu kommt der enorm hohe Personalaufwand der integrativen Schule: Die Klassenlehrerin wird von einer Heilpädagogin unterstützt, dazu von einer IF-Lehrperson (integrierte Förderung) oder einer Klassenassistentin, manchmal hilft auch ein Zivildienstler. Doch der Lernerfolg verhält sich nicht proportional zur Anzahl involvierter Personen. Zu viele Köche verderben den Brei, vor allem wenn sie nie richtig kochen gelernt haben.

Zu viele Reize

Die Kontinuität der Lernprozesse ist kein beliebiger Faktor, sondern eine zentrale Voraussetzung dafür, dass Wissen kohärent vernetzt wird. Diese Netzwerke bilden die Basis für Fähigkeiten wie verstehendes Lesen, das Erfassen der Kernaussagen eines Textes, das klare Formulieren eigener Gedanken, das Lösen rechnerischer Aufgaben mit Algorithmen oder das Umsetzen von Anleitungen in konkrete Handlungen. Häufige Unterbrechungen zerstören systematisch sowohl die zeitliche als auch die inhaltliche Kontinuität. Das spiegelt sich deutlich in den sinkenden Lernleistungen wider – auch im Regelunterricht.

Um die Lernqualität der Regelschüler zu beeinträchtigen, braucht es im Klassenzimmer keinen «Disco-Betrieb». Schon unerwartete visuelle oder akustische Reize, unvorhersehbare Abläufe durch Regieanweisungen oder der Wechsel von Lehr- und Betreuungspersonen reichen aus. Die Folge bleibt stets gleich: Die Schüler müssen gleichzeitig mehrere Informationsstränge verarbeiten – die Lerninhalte einerseits, die störenden Reize andererseits. Das überfordert die meisten Kinder, überlastet ihr Gedächtnis und hemmt die Lernprozesse. Sie vergessen bereits während des Unterrichts, was sie zu Beginn gelernt haben (sollten). Man spricht vom «schnellen Vergessen», vom «forgetting while learning».

Was von der fehlenden Übungsdichte beim individuellen Fördern gesagt wurde, gilt gleichermassen für den Regelklasse-Unterricht. So degeneriert Ausbildung zu unnützer Unterhaltung. Ob das die «gute Schule für alle» ist, wie sie sich Eltern bei der Abstimmung über ihre Einführung vorgestellt haben? Wollen wir mit dieser Schule Fortschritte machen und einen effektiven Unterricht erreichen, brauchen wir im Regelunterricht einen stärkeren Fokus auf die Lernprozesse und ein Ausbildungskonzept mit Förderklassen.

Anstelle einer separierenden heilpädagogischen Einzelförderung werden in der Förderklasse die Lernprozesse wirklich vergemeinschaftet; das unterstützt eine Integration ins System. Die Klasse als Lerngruppe ist gekennzeichnet durch eine relativ hohe Homogenität der mentalen und sozial-integrativen Lernvoraussetzungen. Damit eröffnen sich Chancen für eine fruchtbare Zusammenarbeit der Lernenden untereinander auf Augenhöhe, weil die interindividuellen Unterschiede moderat sind.



Wer bezahlt den Preis?

In der Förderklasse bleibt der Lernprozess stabil, vor allem wenn alles aus einer Hand kommt. Das Lernen bewegt sich stets im Bereich der optimalen Passung: Die Anforderungen der Lerninhalte entsprechen dem Lernvermögen der Unterrichteten. So kommen vollständige Lernzyklen zustande – mit Rückmeldungen und Nachfassen, falls die Lernergebnisse noch nicht genügen. Das schafft für alle sichtbare Lernresultate. Kaum etwas motiviert so sehr wie Lernfortschritte. Die Störungen und die damit oft ausgedünnte Lernprozess-Betreuung durch Lehrkräfte haben Konsequenzen: Am deutlichsten bekommen sie diejenigen Schülerinnen und Schüler zu spüren, die mit wenig gezielter Unterstützung durch Lehrer oder Mitschülerinnen höchst erfolgreich sein könnten. Sie bezahlen den Preis, den ihnen die ineffiziente Lernorganisation der integrativen Schule aufzwingt.

Betroffen sind die zahlreichen Kinder der sogenannten «Bildungsreserven», auch solche mit Migrationshintergrund. Besonders Mädchen spüren die Benachteiligung, wie neue Studien belegen. Heute bleiben bei zu vielen Schülerinnen und Schülern Ressourcen einfach brach liegen. Das gilt auch für viele engagierte Lehrkräfte. Sie können in der gegenwärtigen Schulorganisation ihr pädagogisches Potenzial gar nicht optimal ausschöpfen. Eine vertane Chancen – für die Betroffenen wie für unsere Gesellschaft.

Fazit: Wir brauchen eine pädagogische Wende, um eine wirklich gute «Schule für alle» zu schaffen – klug geführt und mit effektiven Lernprozessen. So findet die Schule wieder zu ihrem Kernauftrag, dem bildungswirksamen Lernen für alle.

Gerhard Steiner ist emeritierter Professor an der Universität Basel. Nach Assistenzjahren in Bern und einer Fellowship an der Stanford University (1976/77) gründete er in Basel das Institut für Psychologie. Entwicklung, Lernen und Gedächtnis waren seine Forschungsfelder. Während 12 Jahren stand er im Basler Schuldienst. Carl Bossard ist Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Zug. Davor war er als Rektor der kantonalen Mittelschule Nidwalden und Direktor der Kantonsschule Luzern tätig. Er beschäftigt sich mit schulgeschichtlichen und bildungspolitischen Fragen.

Ein Ehepaar bringt Kinder zum Lernen, an denen andere verzweifeln

NZZ, 23. September 2025, Zürich und Region, Giorgio Scherrer (Text), Karin Hofer (Bilder)

Die Kleinklasse steht im Kanton Zürich vor einem Comeback. Heidi Christen und Stefan Baier führen seit über zehn Jahren eine, in der Brennpunktgemeinde Dietikon. Was können andere Schulen von ihnen lernen?

Normalerweise rufen und schreien sie. Wischen wütend zu Boden, was auf ihren kleinen Pulten liegt. Weigern sich, ihre Arbeitsblätter auszufüllen, ihre Stifte zu versorgen oder der Lehrerin länger als zwei Minuten zuzuhören.



Die Kinder, die in dem farbigen Schulzimmer der Agglo-Gemeinde Dietikon sitzen: Sie scheinen in diesen Momenten zu sein, was die meisten Aussenstehenden in ihnen sehen – die schwierigsten Schüler in einer der sozial schwächsten Gemeinden der Schweiz.

Jetzt aber, um 13 Uhr 45 an diesem Montagnachmittag, sitzen sie still da. Ausser dem feinen Kratzen ihrer Bleistifte ist nichts zu hören. Nichts ist zu sehen als kleine Hände, die Massstäbe rotieren lassen und Linien zeichnen. Und die Köpfe von zehn Schülerinnen und Schülern zwischen acht und zwölf Jahren, die sich sonst auf nichts Schulisches konzentrieren können – und nun konzentriert eine Geometrie-Übung lösen.

Ein Knabe, der sonst so viel redet, dass Unterrichten unmöglich scheint, stellt eine kurze Frage und lässt seine Lehrerin nach einer kurzen Antwort wieder gehen.

Ein Mädchen, das sonst auf nichts – «wirklich gar nichts!» – Lust hat, sitzt trotzig da, vor ihr das leere Arbeitsblatt. Die Lehrerin fragt: «Welche Übungen sind für dich die schwierigsten?» – «Ich mache eh nur die einfachsten!» – «Nein, du machst die schwierigsten, sicher schon!» Pause. Und dann tut das Mädchen wie geheissen.

«Sofort fliegt alles in die Luft»

Die Lehrerin, die ihre Schüler dergestalt zum Lernen bringt, heisst Heidi Christen. Sie unterrichtet die Klasse zusammen mit ihrem Mann Stefan Baier, einem Sozialpädagogen.

Die beiden, 60 und 62 Jahre alt, stehen an diesem Nachmittag, wo sie seit 13 Jahren stehen: vor, hinter und neben Kindern, die in regulären Klassen nicht mehr tragbar sind. «Verhaltensauffällig», «schwierig», «Störer», «Klassensprenger»: Es gibt viele Labels für diese Mädchen und Buben, die wenigsten von ihnen sind schmeichelhaft.

Aber Heidi Christen und Stefan Baier halten nicht viel von Labels. Besonders, wenn es um ihre Schützlinge geht. «Ich mag ihre Direktheit, diese Fähigkeit, die eigenen Gefühle auszudrücken», sagt sie. «Davon kann auch ich noch etwas lernen.»

Von den Kindern in Christens Klasse haben einige medizinische Diagnosen, ein ADHS etwa oder eine Autismus-Spektrum-Störung. Andere haben schlicht nie gelernt, wie man sich in Gruppen verhält, mit den eigenen Gefühlen umgeht. Viele haben ein massives Problem mit dem Handy-Konsum: Bis zu fünf Stunden Bildschirmzeit am Tag sind bei diesen Kindern der Normalfall. «Wenn etwas nicht klappt, reagieren sie schnell und impulsiv», sagt Christen. «Sofort fliegt alles in die Luft.»

Der Platz in ihrer Klasse ist ein letzter Versuch, sie im regulären Schulsystem zu behalten. Klappt es hier nicht, bleibt oft nur ein Platz an einer Sonderschule oder die Einzelbeschulung.

Kleinklassen gibt es im Kanton Zürich nur noch in sechs Gemeinden. Während es 2004 noch 5000 Schülerinnen und Schüler in Kleinklassen gab, sind es heute weniger als 900. Es ist ein Trend, der sich in der ganzen Schweiz zeigt: weg vom separierten, hin zum integrativen Unterricht, bei dem schwierige Schüler in ihrer angestammten Klasse bleiben.

Nun sollen die Kleinklassen allerdings wieder zurückkehren. Das hat das Zürcher Kantonsparlament im Frühjahr beschlossen. In anderen Kantonen gibt es ähnliche Bestrebungen.



Heidi Christens stille, jahrzehntelange Arbeit – sie ist damit auf einen Schlag nicht mehr Ausnahme. Sondern Vorbild.

Eine Befreiung

Als kleines Mädchen war Heidi Christen das Gegenteil ihrer heutigen Schülerinnen und Schüler. «Ich war ein stilles, schmales, schüchternes Kind – wie man sich wehrt, habe ich erst später gelernt, auch bei meinen Schülerinnen und Schülern.»

Ihre Lehrerinnen, sagt sie, seien ihr wie Engel vorgekommen. Und so sei sie später selbst eine geworden – «gewissenhaft, genau, arbeitsam, wie sich das gehört». Und still, im Glauben an das Motto, das ihre Familie aus dem Berner Seeland ihr mitgegeben hat: «Eine Christen stellt sich auf keine Bühne.»

Nach zwei Jahren als Lehrerin kommen ihr Zweifel. Mitte der 1980er ist das, und Christen sagt sich: «Wenn ich so weitermache, ende ich als alte Jungfer – das Fräulein Christen, das nur für die Schule lebt.» Heute sagt sie: «Ich war eingeeengt, hatte ein enges Bild von mir – und den Wunsch, auszubrechen.»

Die Befreiung kommt in Form einer Theaterschule, der Accademia Dimitri im Tessin. Dort, im Kurs eines strengen ungarischen Akrobatiklehrers, wird ihr ein Turn-Partner zugewiesen, der sie auf den Kopf heben und durch die Luft wirbeln soll. «Es war reiner Zufall», sagt Stefan Baier, damals ein langhaariger Bewegter, geprägt von einer Jugend in der Berner Reitschule. «Der Ungar sagte: «Du bist 80 Kilo schwer, sie 50 – passt perfekt.»»

Per Zufall dazu gekommen

Bald stehen Heidi Christen und Stefan Baier zusammen dort, wo sie sich selbst so lange nicht sah: auf der Bühne. Kurz darauf werden sie ein Paar. Eine Zeitlang touren sie mit Theatergruppen durchs In- und Ausland. Und dann, als die Kinder kommen, ziehen sie nach Dietikon in der Zürcher Agglomeration. Und zwar aus demselben Grund, der noch heute die Eltern ihrer Schüler dorthin bringt: «Wir konnten die Miete bezahlen.»

Zu seiner Familienklasse kommt das Ehepaar per Zufall. Christen macht Anfang der nuller Jahre eine Ausbildung zur Heilpädagogin. Es ist die Zeit der grossen Revolution in der Sonderpädagogik: der Abkehr von den Kleinklassen, die als rückständig gelten – als Hindernis auf dem Weg zur schulischen Integration.

«Es gab diese scharfe Trennung: Das ist separativ, das ist integrativ – und dazwischen gibt es nichts», sagt Christen. Nach dem Abschluss habe sie das selbst geglaubt. «Ich fühlte mich verpflichtet, diese Ideologie aufrechtzuerhalten.» Doch dann kommt das Angebot, die Kleinklasse im Ort zu übernehmen. Zunächst allein, dann zusammen mit Stefan Baier. «Und dort habe ich mit der Zeit gemerkt: Ich muss die Theorie ablegen und mich fragen, was die Kinder wirklich brauchen – egal was diese Hilfe für ein Label hat.»



Wutanfälle und Überforderung

Dietikon ist eine Gemeinde der zweifelhaften Rekorde: der höchste Anteil einkommensschwacher Haushalte im Kanton, die zweithöchste Sozialhilfequote, der höchste Anteil fremdsprachiger Schulkinder. 78 Prozent haben hier eine andere Muttersprache als Deutsch.

In der Schule Steinmürli besuchen 450 Kinder 23 reguläre Klassen – und die Familienklasse von Christen und Baier. Dort ist kurz nach Mittag das Chaos ausgebrochen.

Eigentlich muss die Klasse bloss auf einem karierten Papier farbige Kreuzchen malen: «Blau, blau. Rot, rot. Gelb, gelb. Und dann wieder von vorn.» Es ist ein sogenanntes Speichertraining – die Kinder üben in einfacher Form, wie man jene Muster erkennt, um die es später in der Geometriestunde gehen wird.

Aber ein Knabe, der mit seinen runden Brillengläsern ein bisschen aussieht wie Harry Potter, findet seine Stifte nicht und hält die Klasse mit einer Suchaktion in Atem: «Hier! Nein, doch nicht, vielleicht im Rucksack?»

Dann, als die Klasse mit dem Malen beginnt, beginnt ein Schüler mit Justin-Bieber-Frisur zu schreien: «Nein! Nein! Nein! Alles Scheisse!» Das Arbeitsblatt fliegt zerknüllt auf den Boden, der Kopf auf den Tisch. Statt kleiner Kreuze hat er Vierecke gezeichnet und ausgemalt. Das hat zum Ausflippen gereicht.

Heidi Christen fährt ungerührt mit dem Unterricht fort. «Zu dieser Arbeit», wird sie später sagen, «gehört enorm viel Selbstkontrolle.» In der Schulbank setzt sich derweil Stefan Baier neben den Verzweifelten, holt das zerknüllte Blatt wieder hoch. Und es entspinnt sich dieser Dialog: «Ich möchte dich einladen, hier mit dem gleichen Muster weiterzufahren.» – «Oh, wow, toll . . .» – «Cool, oder?» – «Nein.»

Während Christen den Inhalt der Schulstunden vermittelt, kümmert er sich um das Verhalten der Schüler. Die Widerwilligen ermuntert er, die Träumerischen erinnert er, die Lauten mahnt er zur Stille. Wenn Harry Potter seinen Stift umklammert und murmelt: «Ich stecke im Schlamm!» – dann weiss Baier, was das heisst (Totalblockade) und was hilft (Abreagieren mit den Bauklötzen im Nebenraum).

Baier kennt allerdings auch die Tricks seiner Schützlinge. Er sagt: «Viele sind intelligent, schlagfertig, kreativ – und nutzen das, um auf immer neue Arten den Unterricht zu verweigern.»

Entlastung für andere Klassen

Die Ballung von Problemfällen gilt als die grosse Schwäche des separierten Unterrichts. Statt von ruhigeren Mitschülern sind verhaltensauffällige Kinder in Kleinklassen von Gleichgesinnten umgeben. Es droht gegenseitiges Anstacheln – eine Abwärtsspirale, bei der sich die Schüler gegenseitig vom Lernen abhalten.

In Dietikon versuchen Christen und Baier, dieses Risiko in einen Vorteil zu verwandeln. «Wir passen uns dem Rhythmus der Kinder an», sagt Christen. Die Lektionen sind kürzer, sie wechseln häufig das Thema, den Ort und die Arbeitsweise. Lange, thematisch einheitliche Schulstunden, stilles, selbstorganisiertes Arbeiten – das wird hier nicht vorausgesetzt, sondern schrittweise geübt.



Die Klasse ist damit eine Art Boot-Camp für die Rückkehr in den regulären Unterricht, wo in Dietikon weiterhin auch integrativ arbeitende Heilpädagoginnen tätig sind. Einen Morgen pro Woche verbringen die Kinder in ihrer angestammten Klasse. Nach ein bis zwei Jahren sollte die komplette Rückkehr möglich sein. Das gelingt laut den Dietiker Schulbehörden immerhin in drei Vierteln der Fälle.

Der Nutzen der Familienklasse beschränkt sich zudem nicht auf die zehn Kinder, die sie besuchen. Sie soll auch den Kindern in regulären Klassen das Lernen erleichtern. «Die Lehrpersonen dort sind so schon stark belastet», sagt Christen. Komme noch ein Kind mit starken Verhaltensproblemen dazu, gerate das System an seine Grenzen.

Baier, ihr Partner, sagt es so: «Ich tue diesen Job auch für die Kinder, bei denen es in der Schule super läuft – die vorankommen und später viel zum Bruttoinlandprodukt beitragen.»

Die Familie muss mitmachen

Dazu kommt eine weitere pädagogische Besonderheit: In der Dietiker Familienklasse arbeiten nicht nur eine Lehrerin, ein Sozialpädagoge und eine Psychologin mit den Kindern – sondern auch die eigenen Eltern. Diese müssen nicht nur jeden zweiten Monat zum Elternabend kommen, sondern auch an zehn bis zwölf Vormittagen pro Jahr den Unterricht besuchen.

An diesen Treffen malen die Familien Grundrisse ihrer Wohnungen – mitsamt den Orten, an denen besonders oft gestritten wird. Oder sie spielen den Streit über die Hausaufgaben nach – vor versammelter Runde, Feedback inklusive. Die Idee: Was den Kindern in der Schule Mühe bereitet, ist in der Regel auch zu Hause ein Problem. Eines, das man mit schulischen Mitteln allein nicht lösen kann.

Häufig sei, dass die Eltern sich gegenüber ihren willensstarken Kindern nicht mehr durchsetzen könnten, sagt Baier. «Hier merken sie: Den anderen geht es wie uns.» Die Familienklasse ist damit auch eine Art Selbsthilfegruppe für die Eltern verhaltensauffälliger Schüler. Und eine Art Angebot: mehr Ressourcen für das eigene Kind – aber nur wenn man bereit ist, etwas dafür zu tun.

Und plötzlich: Konzentration

In der Schule Steinmürli ist es später Nachmittag geworden. Die Klasse, unterdessen im Singsaal, sitzt auf kleinen Hockern auf einer hölzernen Bühne. Der Weg hierhin war laut und schwierig – Streitereien über ungeschnürte Schuhe, das Kaugummikauen.

Doch nun: Theaterprobe, eine selbsterfundene Szene, plötzlich wieder diese totale konzentrierte Stille wie in der Geometriestunde.

Ein Schüler tritt vor. In der Hand hält er einen Besen, der in seiner kleinen Faust gigantisch wirkt. Er beginnt zu rennen, immer im Kreis, den Besen von sich gestreckt, bis er sich vom Boden zu hebt. «Komm! Putz doch richtig!», sagt das Mädchen, das mit ihm die Szene übt. «Ich zeige dir, wie es geht!»,

Eigentlich sollte er jetzt aufhören zu drehen. Sollte den nächsten Satz im Skript sagen, sich den Besen wegnehmen, das Putzen zeigen lassen. «Komm, so geht es nicht!», sagt sie noch einmal. Doch



er hört sie nicht, lächelt und dreht und dreht sich immer weiter, während seine Kameraden still dazusitzen und ihm zuschauen. Als könne er nicht aufhören, als flöge er im nächsten Augenblick davon.

Kleinklasse steht vor Comeback

NZZ, 26. September 2025, Meinung & Debatte, Leserbrief

Es war für mich eine Freude, diesen Artikel zu dem anspruchsvollen heilpädagogischen Thema der Kleinklassen zu lesen («Ein Ehepaar bringt Kinder zum Lernen, an denen andere verzweifeln», NZZ 22. 9. 25). In klarer Sprache wird zum Ausdruck gebracht, warum diese beiden Lehrer nicht verzweifeln: Sie haben die Kinder gern. Sie treten in Beziehung zu ihnen. Sie schauen nicht auf ein «Label», sondern pflegen einen wohlwollenden Umgang. Und vor allem verstehen sie die Schülerinnen und Schüler mit ihren Schwierigkeiten.

Ein Lehrer, der ein Kind fragt: «Welches sind die schwierigsten Aufgaben?», und dann mit grosser Selbstverständlichkeit findet: «Du machst die schwierigsten sicher schon», weiss um den wunden Punkt beim Kind. Die Lehrperson weiss um die oft grossen seelischen Verletzungen, die einem Kind das Lernen verhindern. Und diese Haltung ist für diese Schülerin ein Lichtblick: Jemand sieht mich, wie ich sein möchte, wie ich werden möchte und wie ich eigentlich bin. Die Schülerin schöpft Mut, und sie beginnt mit den schwierigsten Aufgaben.

Der grosse Medienkonsum, bis zu fünf Stunden pro Tag, sollte für heilpädagogische Problemstellungen auch nicht unterschätzt werden. Da wird Lebenszeit verschwendet. Fünf Stunden, die fehlen, um Freunde zu treffen, zu spielen, einem sinnvollen Hobby nachzugehen, zu lesen, zu helfen.

Nicht zu vergessen auch das grosse Engagement der beiden Lehrpersonen, die Eltern in ihre tägliche Arbeit einzubeziehen und den Erziehungspersonen hilfreich zur Seite zu stehen.

Margret Kleine-Pauli, Zürich

Förderklassen sind auf dem Vormarsch

NZZ, 1. Oktober 2025, Schweiz, Sebastian Briellmann

Der Kanton Aargau unterstützt separativen Unterricht – Kritik bleibt erstaunlicherweise aus

Von einer breiteren Öffentlichkeit ziemlich unbemerkt hat der Kanton Aargau in diesen Tagen einen Entscheid getroffen, der stellvertretend für einen Trend im Schweizer Bildungswesen steht: Das Parlament hat eine Motion von SVP und FDP an den Regierungsrat überwiesen, die vorsieht, dass mehr «Einführungs-, Klein-, Integrations- und Spezialklassen» gebildet werden. Widerstand gab es keinen. Zudem hat der Grosse Rat einen Vorstoss mit (fast) derselben Forderung angenommen –



sowie einem Volksschulgesetz zugestimmt, das mehr Trennung in den Klassenzimmern zum Ziel hat.

Das Pendel schwingt zurück

Es sind dies weitere Schritte, die die Abkehr von der inklusiven Schule vorantreiben. Für die Befürworter dieses Modells, von denen es gerade in der Bildungsbürokratie viele gibt, ist das eine schlechte Nachricht. Doch auch diese Vertreter üben (bis anhin) keine Kritik am Vorhaben. Auch ist es kein Geheimnis, dass die neue Bildungsdirektorin, Martina Bircher (SVP), das Konzept der integrativen Schule in der heutigen Form als gescheitert betrachtet – und in grossem Tempo auf Veränderungen hinarbeitet. In diesen Tagen hat sie ihre Position nochmals in einem Brief an die Gemeinderäte, die für die Umsetzung verantwortlich sind, hervorgehoben. Im Schreiben macht sie klar, dass der Kanton unter «integrativer Schule» verstehe, dass sich die Schüler mit «besonderen Bildungsbedürfnissen» zwar auf «demselben Schulareal wie alle anderen Kinder» befinden sollen, «aber nicht zwingend in derselben Klasse».

Konkret heisst das: Neben den üblichen Regelklassen sind Förderklassen nicht nur möglich, sondern erwünscht. Zusätzlich fördert die Aargauer Regierung bereits jetzt zwei sogenannte Spezialklassen, damit weniger verhaltensauffällige Kinder in eine Sonderschule geschickt werden. Ab kommendem Schuljahr sollen bereits 10 bis 15 solcher Klassen bestehen.

Mit diesen Beschlüssen wird eine neue Durchlässigkeit zwischen dem Normalfall, der Regelklasse, und der separativsten Form, der Sonderschule, geschaffen. Früher hat es das auch schon gegeben: mit der Kleinklasse. Doch genau diese Unterrichtsform galt in den vergangenen beiden Jahrzehnten als Relikt aus vergangenen Tagen, Es kam zur flächendeckenden Einführung der integrativen Schule.

Doch nun schwingt das Pendel zurück: In Basel-Stadt gibt es wieder Förderklassen, in Zürich sind sie geplant – und nun drückt auch der Aargau aufs Tempo. Auch in anderen Kantonen wird die Kritik am Status quo lauter. Und die Befürworter werden leiser, Hauptsache, das Wording stimmt: Alle sind für mehr Separierung, solange man nicht zugeben muss, dass das eine Abkehr von der integrativen Schule bedeutet.

Das zeigt sich am Aargauer Beispiel: Der Lehrerverband schreibt auf Anfrage, dass man die Einführung von Spezialklassen «zur Entlastung der Regelklassen» unterstütze, weil man die integrative Schule eben nicht abschaffen wolle. So könne die «Tragfähigkeit einer Regelklasse gehalten oder verbessert» werden.

Es klingt wie früher

Der Lehrerverband sagt auch, dass in den früheren Kleinklassen nur leistungsschwache Schüler beschult worden seien. «In den neuen Spezialklassen können auch Schülerinnen und Schüler mit anderen Beeinträchtigungen, wie zum Beispiel einer Autismus-Spektrum-Störung, unterrichtet werden.»

Das klingt so, wie es früher war. Wer nicht parat ist für eine Regelklasse, der wird nicht in eine solche eingeteilt – um deren Funktionieren nicht zu gefährden. Mit der Ausweitung auf «andere Beeinträchtigungen» ist das sogar eine Verschärfung. Den grössten Unterschied sieht der Lehrerverband



in der Finanzierung: Während Kleinklassen, die im Aargau stets erlaubt waren, mit den bestehenden Ressourcen finanziert werden müssen, würden die Spezialklassen vom Kanton zusätzlich bezahlt.

Mehr Geld für besseren Unterricht ist schon lange das Credo der Lehrerverbände, vor allem des nationalen Gremiums. Mit mehr Ressourcen würde auch die integrative Schule funktionieren.

Das ist jedoch nicht die Idee der Aargauer Bildungsdirektorin. Es stimmt zwar, dass vorderhand mehr Mittel für die Spezialklassen gesprochen werden. Sind diese etabliert, werden aber anderswo Mittel frei. Und dass diese neue Form nicht einfach nur eine Ergänzung zur Regelklasse ist, wo Kinder kurzzeitig platziert werden, wird ebenfalls deutlich unterstrichen. Das System wird, natürlich, zwar durchlässig sein, wenn ein Kind den Knopf aufmacht. Aber die Klassen sind fix – und ein Übertritt ist zwar möglich, aber nicht zwingend angedacht. Auch das erinnert ziemlich an früher, als es noch Kleinklassen gegeben hat.

Tais-toi, Bundesrat!

NZZ am Sonntag, 21. September 2025, Debatte, René Donzé

Frühfranzösisch

Per Gesetz will der Bundesrat die Kantone zwingen, Kinder ab der fünften Klasse in einer zweiten - Landessprache zu unterrichten. Auslöser für diese Einmischung in die kantonale Bildungshoheit ist der Entscheid des Kantons Zürich, den Französischunterricht auf die Sekundarstufe zu verschieben.

Zur Begründung führt der Bundesrat die «cohésion nationale» ins Feld, den nationalen Zusammenhalt. Als ob dieser davon abhinge, ob unsere Schulkinder zwei Jahre früher oder später Französisch sprechen. In Wahrheit geht es hier nicht um Bildungspolitik, sondern um «politique pour la galerie» – Symbolpolitik für die welsche Schaufensterfront.

Wenn der Bundesrat sich wirklich um den Zusammenhalt des Landes sorgt, sollte er den Schulen Freiraum lassen, statt ihnen einen Sprachenunterricht aufzuzwingen, der kaum etwas bringt. Die grosse Herausforderung liegt anderswo: in der Integration einer zunehmend heterogenen Schülerschaft und der Vermittlung grundlegender Kompetenzen wie Deutsch. Dafür braucht die Schule mehr Ressourcen. Dort entscheidet sich, ob unsere Gesellschaft in Zukunft zusammenhält – nicht an ein paar Vokabeln mehr oder weniger am Ende der Schulzeit.

René Donzé